

JULIE JOHNSON

Diamond
EMPIRE

ROMAN



LYX

.digital

INHALT

Titel

Zu diesem Buch

Leserhinweis

Caerleonische Thronfolge

Das Geschlecht der Lancasters

Widmung

Vorwort

Prolog

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

Epilog

Playlist

Die Autorin

Die Romane von Julie Johnson bei LYX

Impressum

Julie Johnson

Diamond Empire

Roman

*Ins Deutsche übertragen
von Anika Klüver*



LYX

ZU DIESEM BUCH

Wenn Emilia Lancaster in ihrer kurzen Zeit als Mitglied der königlichen Familie eins gelernt hat, dann dass sie für das Wohl des Volkes ihre eigenen Gefühle und Wünsche zurückstellen muss. Schon seit ihrem Einzug in den Palast wurde sie mit Intrigen und antiroyalistischen Angriffen konfrontiert - und nun ist Emilia viel zu früh zur Königin von Caerleon geworden. Doch auch wenn ihr Herz durch den Verlust ihres Vaters und den Verrat ihrer engsten Verbündeten in tausend Scherben liegt, muss Emilia für ihr trauerndes Volk da sein, ihren intriganten Feinden die Stirn bieten und ihren Anspruch auf den Thron verteidigen. Das Gewicht der Krone wird immer schwerer, und mehr als alles andere wünscht sie sich jemanden, der ihr hilft, diese Last zu tragen. Aber auch wenn eine royale Hochzeit viele ihrer Probleme lösen würde, ist der Mann, dem ihr Herz gehört, für sie unerreichbar. Denn in ihrer angreifbaren Position würde ein Bekenntnis ihrer Liebe zu ihrem Stiefbruder Carter Thorne das Ende ihrer Herrschaft bedeuten. Doch obwohl für Emilia alles auf dem Spiel steht, kann sie die Gefühle, die Carter in ihr auslöst, einfach nicht vergessen ...

Liebe Leser:innen,

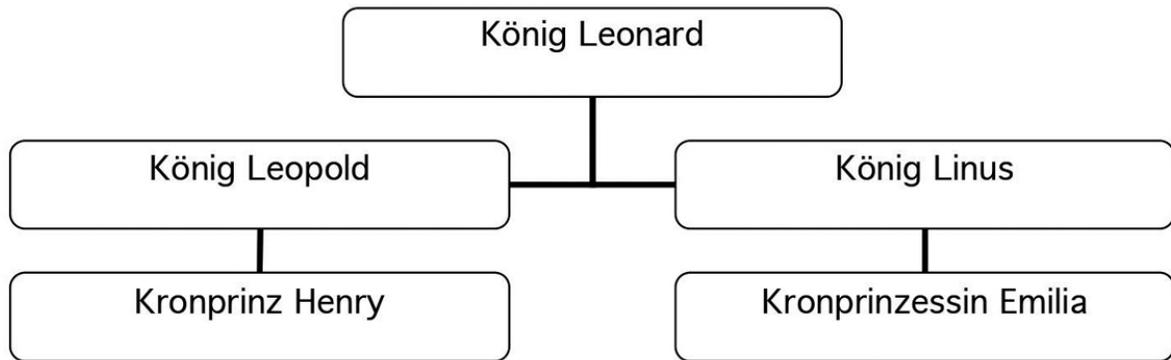
dieses Buch enthält potenziell triggernde Inhalte. Deshalb findet ihr [hier](#) eine Triggerwarnung.

Achtung: Diese enthält Spoiler für das gesamte Buch!

Wir wünschen uns für euch alle das bestmögliche Leseerlebnis.

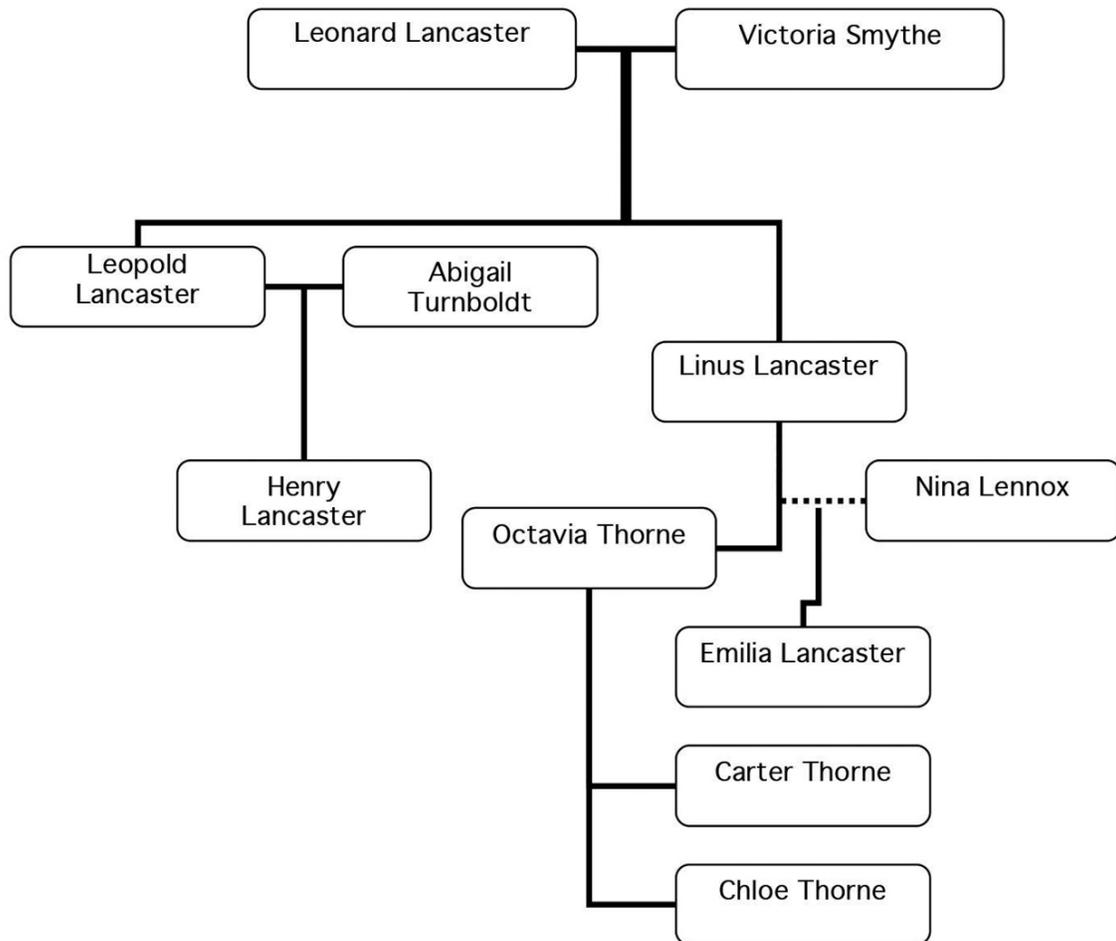
Euer LYX-Verlag

CAERLEONISCHE THRONFOLGE



Non sibi sed patriae

DAS GESCHLECHT DER LANCASTERS



Für T. S.

VORWORT

Meine lieben Leser:innen,

alles hat einmal ein Ende.

(So heißt es zumindest.)

Ich würde lieber glauben, dass nichts je *wirklich* endet. Nicht wirklich. Wir mögen die Seite zu einem neuen Kapitel aufschlagen, wir mögen das Buch ganz schließen, aber die Geschichte selbst lebt weiter.

Daher ... hoffe ich, dass, nachdem ihr diesen letzten Band über Emilias abenteuerliche Reise zu Ende gelesen habt, etwas davon in euch weiterlebt. Diese Reihe ist mir sehr ans Herz gewachsen. Ich werde immer mit Freude und Dankbarkeit an die Zeit zurückdenken, in der ich daran geschrieben habe.

Ich mache keinen Hehl daraus, dass mir diese Geschichte vor etwa einem Jahr in den Sinn kam und mich einfach nicht mehr losließ, egal wie sehr ich versuchte, mich auf andere Projekte zu konzentrieren oder die Bücher zu schreiben, die ich ursprünglich geplant hatte. Eine Zeitlang kämpfte ich dagegen an, weil ich befürchtete, dass sich dieses finstere Märchen zu sehr von meiner sogenannten »Marke« unterschied. Dass ich mich damit zu weit von meinem üblichen Genre fortbewegen würde, um damit bei meinen Lesern je Anklang zu finden.

Nach vielen Überlegungen - *Sollte ich unter einem Pseudonym veröffentlichen? Sollte ich die Bücher schreiben, sie aber nicht veröffentlichen?* - beschloss ich, dieser neuen Figur nachzueifern, die ich ins Herz geschlossen hatte. Ich beschloss, wie Emilia zu sein: mich tapfer und furchtlos einer ungewissen Zukunft zu stellen.

Ich schrieb die verdammte Trilogie.

Nun, da ich die Angst überwunden habe, kann ich aufrichtigen Gewissens sagen, dass ich ausgesprochen froh darüber bin, es getan zu haben. Ich bin euch unglaublich dankbar dafür, dass ihr mir auf diese unerwartete Reise nach Caerleon gefolgt seid.

Bevor wir ein letztes Mal erneut in diese Welt eintauchen, möchte ich einfach nur Danke sagen. Dafür, dass ihr meine Träume unterstützt habt, dass ihr es mir ermöglicht, mit dem, was ich liebe, meinen Lebensunterhalt zu verdienen, dass ihr wundervolle Rezensionen verfasst und euren Freund:innen von meinen Büchern erzählt.

Diese Welt ist groß, und das Leben ist kurz, also werden wir vielleicht nie die Gelegenheit haben, uns persönlich zu begegnen ... aber ich hoffe, dass ihr wisst, wie unglaublich dankbar ich euch bin.

Ihr habt mein Leben verändert.

(Allerdings vielleicht nicht ganz so einschneidend, wie sich Emilias Leben gleich verändern wird ...)

Oh.

Habe ich das nicht erwähnt?

Die Krone, die sie nun trägt, hat einen hohen Preis.

Das Drama ist noch nicht vorbei.

Es hat gerade erst angefangen.

Non sibi sed patriae,
Julie

PROLOG

*Ich betrachte die Hochstaplerin auf dem Thron.
Die Knöchel elegant verschränkt.
Die Hände mit anmutiger Eleganz gefaltet.
Tief in ihrem Inneren stolpert ein betrogenes Herz.
Zerbröseln getrübe Hoffnungen.
Den Blick nicht auf die Trümmer der Vergangenheit,
sondern unerschrocken auf die Zukunft gerichtet.
Auf ein gestohlenen Schicksal.
Auf ein zerrüttetes Reich.*

Als ich etwa die Hälfte meines vierten Grundschuljahrs hinter mich gebracht hatte, machte meine Klasse einen Ausflug zu den mittelalterlichen Ruinen bei Easterly. Dort gibt es ein Schloss – oder besser gesagt, die Überreste davon. Wie sich herausstellte, ist nach tausendfünfhundert Jahren des Verfalls nicht mehr allzu viel davon übrig. In den Augen einer Neunjährigen sah es eher wie ein grasiger Hügel voller moosbedeckter Steine aus. Nur eine Mauer war noch erhalten. Der Rest war bereits vor langer Zeit eingestürzt. Zurück blieben nur grobe Puzzlestücke eines Spiels, das die Geister aus Caerleons Vergangenheit gespielt hatten.

Es war gelinde gesagt *enttäuschend*.

Wenn ich während der Busfahrt zu unserem Ausflugsziel dem ausgiebigen Vortrag unserer Geschichtslehrerin zugehört hätte, wäre ich vielleicht besser auf das vorbereitet gewesen, was uns erwartete. Doch statt meine Aufmerksamkeit auf Mrs Fiero zu richten, hatte ich die Zeit damit verbracht, mit Owen unsere Wochenendpläne für Abenteuerspiele in seinem Baumhaus zu schmieden. Dabei hatten wir uns ein geheimes Klopfsymbol ausgedacht, um

unerwünschte Personen davon abzuhalten, das Baumhaus durch die Falltür zu betreten, genauer gesagt, seine lästigen keinen Schwestern, die es sich zur Gewohnheit gemacht hatten, sich in unsere Samstagnachmittage zu drängen, ob wir sie nun dabei haben wollten oder nicht.

Meine Klasse strömte aus dem Bus und machte sich an den langsamen Aufstieg über einen Lehmpfad, der zu der historischen Stätte führte. Doch bei dem Anblick, der sich mir bot ... löste sich all meine Erwartung in Luft auf. Schließlich hatte uns Mrs Fiero eine Festung versprochen. Ich hatte etwas Erhabenes erwartet. Ein gewisses königliches Flair. Ein richtiges Schloss mit vergoldeten Ballsälen und geheimnisvollen Buntglasfenstern, die im Licht der Frühlingssonne funkelten.

Ich hatte erwartet ... Nun ja ...

Ein *Märchen* zu sehen.

Ich war maßlos enttäuscht, diesen ganzen Weg hinter mich gebracht zu haben, in der Erwartung, ein echtes Zeugnis der Geschichte aus der Nähe betrachten zu können, nur um dann vor einem Haufen belangloser Trümmer zu stehen.

Im Schulbuch klang es verheißungsvoller, dachte ich ein wenig verbittert und trat mit meinen glänzenden Lackschuhen gegen ein paar Löwenzahnpflanzen. *Kann das hier wirklich alles sein, was noch übrig ist?*

Während sich der Rest der Klasse aufmachte, um an Picknicktischen auf dem angrenzenden Feld die mitgebrachten Lunchpakete zu verspeisen, blieb ich in der Nähe der Ruine, die mich seltsamerweise nicht losließ. Es war, als könnten mir die Steine etwas mitteilen, wenn ich sie nur intensiv genug betrachtete.

»Lass mich raten«, murmelte Mrs Fiero, die lächelnd neben mich trat. »Du hast dir etwas Beeindruckenderes vorgestellt?«

Ich errötete, weil es mir peinlich war, beim Schmollen erwischt zu werden. »Ich dachte nur ...«

Sie zog die Augenbrauen hoch.

»Ich dachte, dass es *mehr* zu sehen gäbe. Mehr übrig wäre.«

»Warum? Weil die Menschen, die hier lebten, von königlichem Blut waren?«

Ich nickte.

»Nichts hat für immer Bestand, Emilia. Weder Schlösser, noch die einfachen Leute, die sie Stein um Stein errichteten. Noch die Soldaten, die ihre Mauern mit Speeren und Pfeilen verteidigten. Nicht mal die Könige und Königinnen, die in ihnen lebten. Irgendwann löscht die Zeit uns alle aus.«

»Das ist traurig.«

»Findest du?« Mrs Fiero verzog die Lippen. »Ich finde, dass es irgendwie in Ordnung ist. Egal wer man ist, egal was man hinterlässt, wenn man von dieser Erde verschwindet ... Letztendlich ist doch nur wichtig, was man tut, solange man auf dieser Welt ist. Danach kann man eh nichts mehr ändern. Auch nicht an dem, was andere über einen erzählen. Die Geschichte ist für die Lebenden. Die Toten haben keine Verwendung mehr für sie.«

Ich runzelte die Stirn. »Also ... sagen Sie, dass es keine Rolle spielt?«

»Was spielt keine Rolle?«

»Alles.« Ich zuckte mit den Schultern. »Wer wir sind, was wir tun. Weil am Ende doch nur ein Haufen Steine und Moos übrig bleibt.«

»Ganz im Gegenteil, Emilia. Was wir mit unserem Leben anfangen, spielt eine sehr große Rolle. Es ist wichtiger als alles andere. Denn egal ob man einen großen Eindruck oder aber nicht die geringste Spur in dieser Welt hinterlässt, die Zeit macht uns alle gleich. Sie kann ganze Reiche in Asche verwandeln und die größten Vermächtnisse in eine Fußnote auf einer vergessenen Seite in irgendeinem Geschichtsbuch reduzieren.«

Mrs Fiero lachte leise – nicht *über* mich, nicht so, dass ich mir dumm vorkam, sondern auf eine Art und Weise, die mir verriet, dass sie etwas über das Leben wusste, das ich selbst noch nicht gelernt hatte.

»Immer wenn ich das Gefühl habe, dass ich nicht genug tue, dass ich ein unbedeutendes Leben führe, dass sich niemand von Bedeutung an mich erinnern wird, weil ich nichts auch nur annähernd Wichtiges erreicht habe ... rufe ich mir ins Gedächtnis, dass man nicht die ganze Welt verändern muss, um seine Spuren in ihr zu hinterlassen. Selbst das unbedeutendste Leben ist wertvoll. Denn wichtig ist nur, wie man dieses Leben *führt*. Nicht die Dinge, die man zurücklässt. Nicht das, was nach einem kommt, wenn man nicht mehr da ist.«

Von all den Lektionen, die mir Mrs Fiero je über große Kriege und uralte Fehden, über antike Städte und längst untergegangene Reiche beibrachte ... sollte sich *diese*, die sie mir im Flüsterton an einem kühlen Frühlingsnachmittag neben einem Haufen alter Steine vermittelte, als die wichtigste herausstellen.

Zu meinem Unglück ... Scheint man die wichtigsten Lektionen im Leben immer erst dann zu begreifen, *nachdem* man alles vollkommen verbockt hat.

Und genau so war es auch in meinem Fall ...

1. KAPITEL

»Eure Majestät?«

Jemand räuspert sich leise zu meiner Linken. Ich gebe nicht zu erkennen, dass ich das Geräusch vernommen habe. Ich starre weiterhin an die vergoldete Decke des Thronsaals hoch über mir und betrachte mit zusammengekniffenen Augen die engelhaften Freskofiguren, die dort aufgemalt sind. Die Putten scheinen mich mit ihren heiteren Mienen zu verhöhnen. Sie lächeln unablässig auf mich herab und zupfen mit Wurstfingern an den Saiten ihrer goldenen Harfen.

»Eure Majestät ... Es tut mir leid, Sie stören zu müssen, aber es ist schon recht spät ...«

Ich zucke nicht einmal mit der Wimper.

Er schluckt hörbar. »Was ... Was machen Sie hier?«

Oh Mann, wenn das mal nicht die Frage des Jahres ist ...

Was zum Teufel mache ich, Emilia Victoria Lancaster, hier?

In diesem verfluchten Schloss?

In diesem verfluchten Leben?

Ein erneutes Räuspern ist zu vernehmen, dieses Mal lauter. Als wäre der Störenfried zu der Überzeugung gelangt, dass ich ihn einfach nicht gehört habe, anstatt von der deutlich offensichtlicheren Alternative auszugehen – dass ich mein Bestes tue, um seine Anwesenheit zu ignorieren.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Königliche Hoheit?«

Ich antworte nicht auf die zittrige Frage. Ich hebe nicht mal den Kopf von dem kalten Fußboden, auf dem ich liege. Ich habe alle viere von mir gestreckt und liege wie ein Seestern auf dem von silbernen Adern durchzogenen Marmor. Ich starre weiterhin an die Decke und auf diese

Figuren, deren heitere Gelassenheit so gar nichts mit meiner Stimmung gemein hat. Um im schwachen Licht der Kronleuchter ihre feineren Einzelheiten auszumachen, kneife ich die Augen zusammen.

Zu dieser späten Stunde ist das Licht auf die niedrigste Stufe gedimmt. Die Wandleuchten sind vollständig erloschen. Was nicht weiter überraschend ist, da sich normalerweise um diese Uhrzeit niemand hier herumtreibt. Verdammt, die meisten Menschen sind um diese Uhrzeit nicht einmal mehr *wach*.

Ich höre, wie der Diener nervös von einem Fuß auf den anderen tritt. Ich bin mir sicher, dass er keine Ahnung hat, wie er mit dieser Situation umgehen soll. Ich kann ihm nicht wirklich einen Vorwurf machen. Er hat sich vermutlich ziemlich erschrocken, als er bei einem nächtlichen Botengang um die Ecke bog und mich in einer alten Freizeithose und einem dicken Kaschmirpullover hier in dem riesigen Thronsaal auf dem Boden liegen sah.

Das ist wirklich kein sehr königlicher Anblick.

Meine Berater wären von dieser Zurschaustellung von Unschicklichkeit mehr als entsetzt, wenn sie sie mitbekämen. Aber sie sind nicht länger hier, um mich zu tadeln, rufe ich mir ins Gedächtnis, während die Gesichter von Lady Morrell, meiner alten Benimmlehrerin, und Gerald Simms, dem ehemaligen Pressesprecher des Palasts, vor meinem inneren Auge aufblitzen. *Dieses Recht haben sie verloren, als sie mir in den Rücken gefallen sind.*

»E... Eure Majestät? Können ... Können Sie mich hören? Geht es Ihnen gut?«

Der ist ganz schön hartnäckig, nicht wahr?

Ich kneife die Augen zu, als würde er dadurch verschwinden. Mir fehlt gerade einfach die Energie, die ich aufbringen müsste, um mich mit ihm auseinanderzusetzen. Ehrlich gesagt habe ich nicht mal genug Energie, um mich mit *irgendetwas* auseinanderzusetzen. In letzter Zeit betrachte ich es schon als Wunder, wenn es mir gelingt, bis

zum Sonnenuntergang durchzuhalten, ohne vor lauter Verzweiflung unter dem Gewicht meiner eigenen Erschöpfung zusammenzubrechen.

Wann hat bloßes *Existieren* angefangen, so viel Energie zu kosten?

Mich jeden Morgen nach einer weiteren schlaflosen Nacht aus dem Bett aufzuraffen genügt schon, um meine ganze Kraft zu verbrauchen. Und die Außenwelt ist emotional sogar noch anstrengender. Jedes Mal, wenn ich auch nur die Spitze eines hochhackigen Schuhs vor die Tore des Palasts setze und dabei ein festgefrorenes Lächeln auf dem Gesicht trage, während die Kameras mit unnachgiebiger Harnäckigkeit klicken, spüre ich, wie ein wenig mehr von mir verschwindet.

Lächeln, winken, nicken.

Keine Schwäche zeigen.

Sei die Königin, die deine Untertanen brauchen.

Wenn ich nachts zurück unter die Bettdecke krieche, fühle ich mich jedes Mal wie ausgelaugt, eine leere Hülle, die nicht einmal mehr über den kleinsten Rest Gelassenheit verfügt. Dann bin ich zu schwach, um meine Erinnerungen in Schach zu halten. Selbst der Schlaf bietet mir keine Atempause, denn in meinen Träumen suchen mich die Schrecken meiner Vergangenheit heim. Sie lauern in den dunklen Ecken meines Unterbewusstseins und schlagen unbarmherzig zu, sobald mir die Augen zufallen.

Wenn ich zu dem Klang meiner eigenen heiseren Schreie aufwache, gibt es niemanden, der meine Albträume vertreibt und mich tröstet. Nicht mehr.

Dieser Mensch ist lange fort.

Und mit ihm all mein Trost.

Plötzlich verspüre ich eine Enge in meiner Brust, die dafür sorgt, dass mir die Luft wegbleibt. Ich presse die Schultern fester gegen den kühlen Steinfußboden und hoffe, dass mich dieser Kontakt in der Gegenwart

verankert. Und das Bild himmelblauer Augen in die tiefsten Winkel meiner Seele verscheucht.

»Eure Majestät ...« Der Page kommt ein paar Schritte auf mich zu geschlurft. »Soll ich Sie zurück zu Ihren Gemächern geleiten? Oder vielleicht nach Ihrer persönlichen Garde schicken?«

Ich reiße die Augen auf. Ich habe wirklich keine Lust darauf, mir eine erneute Standpauke von Galizia oder Riggs anzuhören, weil ich schon wieder eine nächtliche Wanderung durch den Palast unternommen habe. Ich hole tief Luft und zwingen mich dazu, mich aufzusetzen und mich auf den jungen Diener zu konzentrieren. Er muss ein Neuzugang beim Palastpersonal sein. Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen, und seine Uniform ist so heftig gestärkt, dass sie vermutlich von allein stehen könnte. Als sich unsere Blicke treffen, sieht er aus, als würde er sich jeden Moment in die Hose machen.

»Nein«, murmle ich sanft. »Schicken Sie nach niemandem.«

»Ja, Eure Majestät«, blökt er, während er rot anläuft. »Ich entschuldige mich, falls ...«

»Es besteht kein Grund, sich zu entschuldigen. Gehen Sie einfach. Lassen Sie mich in Ruhe.« *Ist das wirklich meine Stimme? Sie klingt so emotionslos. So leer.* »Und falls jemand fragt ... haben Sie mich hier nie gesehen. Verstanden?«

»J... Ja, Eure Majestät. Versprochen. I... I... Ich werde es niemandem verraten.«

Er lungert noch ein wenig herum, weil er sich vor Schreck nicht von der Stelle rühren kann, wie ein Reh im Scheinwerferlicht. Ich ziehe die Augenbrauen hoch und weise mit dem Kinn in Richtung Tür.

»*Raus.*«

Er zuckt zusammen, deutet eine Verbeugung an und flieht förmlich aus dem Thronsaal. Ich lausche dem Klappern seiner Uniformschuhe auf dem Steinfußboden, bis

es verklingt und nicht mehr zu hören ist. Als sich erneut Stille über mich legt wie ein Bettlaken, lehne ich mich wieder zurück, um weiter die Decke zu betrachten.

Dies ist die dritte Nacht in Folge, in der ich mich hier wiederfinde und zu dem Deckengemälde hinaufstarre. Ich bin mir nicht sicher, wonach ich suche. Nicht nach Antworten. Vielleicht nur nach einer vorübergehenden Ablenkung von der faden Eintönigkeit meines Lebens.

Letzte Woche war es die Bibliothek – ich verbrachte jede Nacht damit, zwischen den Regalen umherzuwandern und mit den Fingern über die Einbände von Büchern zu streichen, die bereits seit Jahrhunderten dort ihren Platz haben. In der Woche davor war es die Waffenkammer. Und davor waren es die Stallungen. Die Halle mit den königlichen Porträts. Das staubige Archivzimmer.

Mein jeweiliges Ziel ist immer willkürlich gewählt. Jede verlassene Ecke des Schlosses, die niemand mitten in der Nacht aufsuchen würde, ist mir recht. Solange es nur ein Ort ist, an dem mich niemand mit den immer gleichen Fragen belästigt.

Haben Sie etwas gegessen, Eure Majestät?

Wann haben Sie sich zuletzt ausgeruht, Eure Majestät?

Kann ich irgendjemanden rufen, um Ihnen zu helfen, Eure Majestät?

Eure Majestät?

Eure Majestät?

Eure Majestät?

Seit dem Attentat auf dem Vasgaard-Platz vor drei Monaten sind diese nächtlichen Erkundungszüge für mich zur Gewohnheit geworden. Statt zu schlafen, wandere ich in den leeren Fluren umher, während mich mein stets anwesendes Kontingent aus Wachen und Schlosspersonal mit wachsender Verwirrung und Besorgnis betrachtet. Niemand weiß, was er sagen soll, um mich aus diesem zombieähnlichen Zustand zu reißen, in den ich aufgrund des Schocks, den die Trauer und der Schmerz und der

Verrat in mir ausgelöst haben, abgedriftet bin. Niemand weiß, wie er mir helfen soll.

Ich bin mir nicht sicher, ob mir überhaupt jemand helfen kann.

Den einzigen Menschen, der je eine Chance dazu gehabt hätte, habe ich weggeschickt.

Also wandere ich umher. Ich tigere durch den Palast. Von den Gästezimmern bis zu den Wintergärten. Die großen Treppen hinunter und vorbei an den Ritterrüstungen. Von Sonnenuntergang bis zum Morgengrauen hallen meine Schritte in der Dunkelheit der kalten Gemäuer wider. Sie wanken nicht. Sie beeilen sich nicht. Sie sind ruhig. Ohne Hast.

Warum sollte ich mich beeilen?

Ich kann nirgendwo anders hin.

Ich habe mal gehört, dass Strafgefangene die Entlassung mehr fürchten als die Vorstellung, für immer im Gefängnis zu bleiben. Dass die Welt, die draußen vor ihren vergitterten Fenstern und verschlossenen Türen existiert, für sie sehr viel furchterregender ist als die Aussicht darauf, sie nie wieder zu betreten. Denn die Abschottung bietet eine gewisse Sicherheit. In totaler Isolation liegt Sicherheit. Wenn man eingesperrt ist, gibt es keine unvorhergesehenen Ereignisse, denen man sich stellen muss und die selbst die sorgfältigsten Pläne durchkreuzen können.

Keine Angreifer, die das Leben Unschuldiger in Gefahr bringen.

Keine Freunde und Liebhaber, die die Wahrheit kunstvoll verdrehen, damit sie ihren eigenen Zwecken dient.

Keine Verbündeten, die zu Feinden werden, sobald man ihnen den Rücken zudreht.

Keine Eltern, die die Augen für immer vor einem verschließen.

Ich bin seit drei Monaten in diesem goldenen Käfig eingesperrt. Aber meine Einzelhaft ist selbst auferlegt. Ich möchte nicht entlassen werden. Ich verspüre nicht den Wunsch, auf Bewährung rauszukommen, und brauche auch niemanden, der mein Strafmaß herabsetzt. Ich bin mit dieser neuen Art zu leben recht zufrieden – obwohl ich mir, wenn ich ehrlich bin, nicht sicher bin, ob man es wirklich so nennen kann.

Leben.

Schließlich fühle ich mich an den meisten Tagen nur halb lebendig. Wie das Phantom einer Frau, die früher mal existierte. Ich kann mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal gelächelt oder gelacht oder irgendetwas anderes gemacht habe außer *atmen*.

Einatmen, ausatmen. Was einst ein automatischer Vorgang war, fühlt sich jetzt wie eine lästige Aufgabe an. So als könnte meine Lunge ohne ständige Überwachung einfach beschließen, ihre Funktion einzustellen.

Wie betäubt drifte ich durch die Abläufe meiner neuen Pflichten, die ich mit einer seltsamen Losgelöstheit akzeptiert habe, weil ich nur zu gut weiß, dass es keine Alternative gibt. Ich habe keine andere Wahl, als weiterzumachen. Zu viele Leute verlassen sich auf mich, und ich kann mich nicht von ihnen abwenden.

Eine Königin darf niemals Schwäche zeigen.

An manchen Tagen scheint die Last dieser Verantwortung auf meinen Schultern das Einzige zu sein, was mich noch mit meinem nicht wiederzuerkennenden Leben verbindet. Würde sie mich nicht nach unten drücken, würde ich womöglich vollständig verschwinden – mich einfach in Luft auflösen und im Wind verwehen.

»Müssen Sie es sich unbedingt zur Aufgabe erklären, die Pagen während ihrer ersten Arbeitswoche zu erschrecken?«

Die ironische Stimme drängt sich in meine Träumerei.

Verdammt.

Sie hat mich schon wieder gefunden. Das ist die dritte Nacht in Folge.

Ich drehe den Kopf nicht herum, weiß aber, dass ich, wenn ich es tun würde, eine große Blondine in Militärkleidung entdecken würde, die ein paar Schritte rechts von mir steht und mich mit verwirrter Missbilligung im Blick ansieht. Meine persönliche Wache – und persönliche Nervensäge – Oberleutnant B. Galizia, ranghöchste Offizierin der Königinnengarde. Ich habe nicht gehört, wie sie sich an mich herangeschlichen hat, aber das ist nicht weiter schockierend. Sie ist in sämtlichen Formen der Überlistung und Selbstverteidigung bestens ausgebildet.

Sie kommt näher, stellt sich über mich und starrt mir direkt ins Gesicht. »Wollen Sie die ganze Nacht lang hier herumliegen?«

»Vielleicht.«

Sie streckt eine Hand aus und wackelt mit den Fingern. »Kommen Sie schon. Hoch mit Ihnen.«

Ich seufze schwer, leiste aber keinen Widerstand. Es hat keinen Zweck, mit Galizia zu streiten, wenn sie mich doch immer wieder aufspürt und mich zurück in meine Gemächer bringt wie ein ungezogenes Kind, das sie nach der Ausgangssperre draußen erwisch hat. Ihre Hand ist warm und schwielig, als sie meine umfasst und mich auf die Füße zieht.

»Wie lange wollen Sie noch so weitermachen?«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Bei allem Respekt, Eure Majestät ... lassen Sie diesen Unsinn. Sie wissen sehr genau, was ich meine. Sie schlafen nicht. Sie essen kaum. Sie sprechen nicht einmal, es sei dann, Sie sind gezwungen, einen öffentlichen Auftritt bei einer Veranstaltung außerhalb des Schlosses zu absolvieren – und auch die sind in letzter Zeit rar gesät.«

»Das stimmt nicht.«

»Stimmt wohl. Wie lange sind Sie nicht mehr an der frischen Luft gewesen? Wann sind Sie zuletzt auf Ihrem Pferd ausgeritten? Oder auf dem Schlossgelände spazieren gegangen?«

Ich schweige trotzig.

»Wenn Sie sich nicht daran erinnern können, ist es zu lange her.« Sie schüttelt den Kopf. »Sie können sich nicht für immer hier einigeln. Das ist nicht gesund. Wenn Sie noch eine weitere Veranstaltung verpassen, wird diese neue Pressesprecherin, die Sie eingestellt haben, ausrasten.«

»Woher plötzlich diese übertriebene Sorge?«

»Nicht plötzlich. Wenn überhaupt, ist sie längst überfällig. Ich will schon seit Wochen etwas sagen. Seit Monaten sogar. Das gilt für uns alle. Aber wir dachten, dass es ausreichen würde, Ihnen ein wenig Zeit und Raum zu geben, um ...«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch, als sie verstummt.

»Um was? Um mich wieder auf Linie zu bringen? Um mich vergessen zu lassen, was an jenem Tag auf dem Platz passierte? Um zu verhindern, dass sich in meinem Kopf immer wieder die Erinnerung an die neununddreißig Särge abspult, die einer nach dem anderen in die Erde hinuntergelassen wurden, und das an so vielen Tagen hintereinander, dass ich rückwärts und mit verbundenen Augen über die Friedhöfe von Vasgaard laufen könnte, weil ich sie so gut kenne?«

»Nein. Natürlich nicht. Ich versuche nicht zu bagatellisieren, was Sie durchgemacht haben, Eure Majestät.«

»Dann geben Sie mir ein wenig Raum, damit ich es verarbeiten kann, Galizia.«

»Es ist drei Monate her. Ich mache mir Sorgen, dass Sie vielleicht nie wieder zu uns zurückkehren werden, wenn wir Ihnen noch mehr Raum geben.«

»Sie blasen die Sache unverhältnismäßig auf.«

»Tue ich das?« Sie zieht die hellblauen Augen ganz leicht zusammen. »Sie haben doch einen Abschluss in Psychologie, also denke ich nicht, dass ich Ihnen erklären muss, was hier vor sich geht. Die Anzeichen sind sogar für mich als Laie mehr als offensichtlich.«

»Wollen Sie damit andeuten, dass ich unter einer Depression leide?«

»Ich will gar nichts andeuten. Ich sage Ihnen ganz klar und deutlich, dass sich die Leute Sorgen um Sie machen.«

»Wer? Sie?«

»Ja, ich«, schießt sie zurück. »Und so ziemlich jede andere Person, die in diesem Schloss arbeitet. Und wenn Sie nicht anfangen, besser auf sich Acht zu geben, wird sich bald auch der Rest der Welt Sorgen um Sie machen. Sie wissen doch, wie viele Augen auf Sie gerichtet sind, wenn Sie diese Mauern verlassen.«

»Dann werde ich drinnen bleiben. Urlaub zu Hause ist neuerdings total angesagt – haben Sie etwa noch nichts davon gehört?«

»Und wie lange genau wird das Ihrer Meinung nach funktionieren? Die Presse hat Ihnen für die Nachwirkungen des Anschlags ... und nach dem Verlust Ihres Vaters eine Schonfrist erteilt. Aber Sie wissen, dass das Volk ein kurzes Gedächtnis hat. Es wird Sie nicht ewig trauern lassen.«

Ich beiße die Zähne fest zusammen, denn ich will das, was sie sagt, nicht an mich heranlassen. Ich will nicht zugeben, dass ich tief im Inneren weiß, dass sie recht hat. Die Presse ist immer ganz wild auf Neuigkeiten in Bezug auf die königliche Familie, aber in letzter Zeit hat sie sich besonders fanatisch verhalten.

Wenn Simms hier wäre, würde er sich darum kümmern. Aber er ist nicht hier.

Ich hole tief Luft und versuche, ein wenig Überzeugung in meine Stimme zu legen. »Hören Sie, Galizia, ich weiß Ihre Sorge wirklich zu schätzen ... aber es geht mir *gut*. Ich sperre mich hier nicht ein. Ich bin nicht mit Ginger

ausgeritten, weil so viel Schnee liegt. Sobald er schmilzt, werde ich meine täglichen Ausflüge wieder aufnehmen. Sie werden sehen.«

»Mmm.«

»Ich fühle mich besser. Wirklich.« Ich kann die Worte kaum aussprechen, ganz zu schweigen davon, ein schwaches Lächeln zustande zu bringen. »Es besteht also kein Grund sich einzumischen. Was auch immer Sie und Riggs geplant haben.«

»Was?« Ihre Wangen laufen auf bezaubernde Weise rot an, als ich den Namen des Kommandanten erwähne. »Riggs und ich planen gar nichts.«

»Klar. Abgesehen von Ihrem gemeinsamen Glück zu zweit ...«

»Das ist absurd. Eure Majestät, er ...« Sie schüttelt den Kopf. »Er ist mein Vorgesetzter.«

»Mhm. Und hat Sie Ihr Vorgesetzter in letzter Zeit mal gefragt, ob Sie noch mal mit ihm ausgehen wollen?«

»Regelmäßig mit ihm auszugehen wäre absolut unangemessen vor dem Hintergrund unserer jeweiligen Positionen in der Königinnengarde. Ein Kommandant sollte niemals ein Verhältnis mit einem seiner Leutnants eingehen. Das widerspricht sämtlichen Vorschriften.«

»Das war jetzt nicht gerade ein Nein, Galizia.«

Jetzt errötet sie sogar noch heftiger, falls das überhaupt möglich ist. »Auch wenn er gefragt haben sollte, würde ich niemals einwilligen.«

»Also hat er Sie gefragt! Nicht wahr?«

Sie antwortet nicht – was auch wiederum eine Antwort ist.

»Werden Sie die Einladung annehmen?«, setze ich ihr weiter zu.

»Natürlich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich muss hier im Schloss sein und alles im Auge behalten.«

»Rund um die Uhr? Können Sie sich nicht mal eine halbe Stunde freinehmen, um bei einem Kaffee zu flirten?«

»Nein.«

»Oh, okay. Ich verstehe. *Sie* dürfen sich also einigeln, aber wenn ich das mache, bin ich eine Frau mit PTBS, die sich im Haus verkriecht.« Ich verdrehe die Augen. »Das klingt für mich nach Doppelmoral, Galizia.«

Sie schaut mich einen Moment lang schweigend an und murmelt dann: »Sie reden wirklich nur Müll.«

»Dürfen Sie so etwas zu Ihrer Königin sagen?«

»Keine Ahnung. Vermutlich nicht. Aber jemand muss es sagen, und zurzeit ...« So etwas wie Mitgefühl huscht über ihr Gesicht. »Bin ich alles, was Sie haben.«

Ein Kloß bildet sich ganz hinten in meiner Kehle. Sie hat recht. Ich habe niemanden mehr. Zumindest niemanden, den ich als Freund bezeichnen kann. Ich bin ständig von Personal umgeben, und doch bin ich einsamer, als ich es in meinem Leben je zuvor gewesen bin.

»Vielleicht sollten Sie Ihre Schwester anrufen.«

Ich versteife mich angesichts des zaghaften Vorschlags. »Ich kann Chloe nicht anrufen.«

»Warum nicht?«

»Ich kann es einfach nicht, okay?«

Nicht, nach dem, was ich zu ihr gesagt habe. Nicht, nachdem ich ihr an den Kopf geworfen habe, dass sie schlimmer als ihre hinterhältige Mutter Octavia ist. Nicht, nachdem ich sie ohne Vorwarnung aus dem Palast habe werfen lassen.

Bedauern macht sich in mir breit und vermischt sich mit Scham, Schuld und Trauer. Ich bin ein einziges Durcheinander aus Emotionen, das von einer zerbrechlichen Eisschicht ummantelt ist. Ein Riss in meiner Fassade, und alles wird aus mir herausströmen.

»Eure Majestät.« Galizias Miene hat sich wieder in ihre übliche Maske der Professionalität verwandelt. »Bitte gehen Sie einfach zurück in Ihre Gemächer.«

»Wozu? Ich werde ja ohnehin nicht schlafen können.«

Ich schlucke schwer und starre auf meine nackten Füße hinunter. Sie sehen auf dem kunstvollen Boden klein und blass aus. Ich will mich nicht anstellen, es ist nur ... für längere Zeit in meinem Zimmer zu sein löst in mir ein seltsam klaustrophobisches Gefühl aus. So als würden die Wände um mich herum immer näher rücken.

Wenn ich es wollte, könnte ich natürlich jede andere Suite im Schloss beziehen. Ein Fingerschuppen von mir würde genügen, und schon würden die Diener meine Sachen in jedes von mir gewünschte Zimmer bringen. Genau genommen sollte ich im Südflügel wohnen, wo Caerleons Könige und Königinnen während ihrer Amtszeiten immer untergebracht waren. Aber ich kann mich nicht dazu durchringen, in die Räumlichkeiten meines Vaters zu ziehen. Ich kann mich ja nicht einmal dazu durchringen, sie zu betreten.

»Wer hat denn etwas von Schlafen gesagt?« Galizias seltsame Bemerkung lenkt meinen Blick wieder auf sie. Sie hat die Lippen zu einem schiefen Lächeln verzogen, das dafür sorgt, dass ich die Augenbrauen hochziehe. »Sie haben einen Besucher.«

Ich reiße die Augen auf. »Es ist nach Mitternacht.«

Sie sieht mich einfach nur an, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken.

»Sie lassen tatsächlich jemanden rein, damit er mich um diese Uhrzeit besuchen kann?«

»Ich bin diejenige, die ihn angerufen hat.«

»Galizia!« Ich starre sie finster an. »Sie wissen doch, dass ich niemanden sehen will.«

Sie zuckt mit den Schultern und bietet mir weder eine Erklärung noch eine Entschuldigung an.

»Verraten Sie mir wenigstens, wer es ist.«

»Das werden Sie sehen, wenn Sie zurück zu Ihrer Suite gehen«, erwidert sie diplomatisch.

»Soll das Ihr Ernst sein? Ich bin die Königin. Ich kann Sie für die Missachtung von Befehlen in den Kerker werfen lassen.« Ich halte inne. »Glaube ich.«

»*Glauben* Sie. Sollten Sie das nicht wissen?«

»Ich bin noch ziemlich neu in diesem Metier. Dieser ganze ›Ab mit ihren Köpfen‹-Kram ist mir immer noch fremd.«

»Tja, ich weiß ja nicht, wie es dem Rest Ihrer Feinde geht, aber ich zittere schon vor Angst«, verkündet sie trocken. »Jetzt lassen Sie uns gehen. Er wartet bereits seit fast einer Stunde, während ich herumlaufe, um nach Ihnen zu suchen.«

Er?

Mir stockt der Atem. In seinem eisigen Käfig schlägt mein Herz schneller. Nach so vielen Monaten der Taubheit fühlt es sich seltsam an, spürbare Neugier zu empfinden, die in mir zum Leben erwacht wie die glühende Asche eines Feuers, von dem ich gedacht hatte, dass ich es für immer gelöscht hätte.

Wer wartet auf mich?

Und was will er?

»Was auch immer«, sage ich und schlucke erneut schwer. »Mir ist das alles egal.«

»Klar.«

»Wer auch immer es ist, ich werde ihm einfach befehlen, von hier zu verschwinden.«

»Natürlich werden Sie das.«

Ich beiße mir auf die Lippe, um eine weitere, nicht überzeugende Erwiderung zurückzuhalten. Ich ignoriere ihren wissenden Blick und straffe die Schultern, während ich mich umdrehe und den Thronsaal hinter mir lasse. Meine Wache folgt mir pflichtbewusst, und ihre Belustigung ist mit Händen greifbar, während sie beobachtet, wie ich darum ringe, meine Scharade der Gleichgültigkeit aufrechtzuerhalten, indem ich versuche,

langsam zu gehen, statt mit Vollgas zu meinen Gemächern zu rennen.

Jeder Schritt ist eine Qual. Zu langsam, zu klein. Das Schneckentempo reibt an meinen Nervenenden wie Sandpapier.

Ist er es?

Nein.

Er kann es nicht sein.

Es sei denn ...

Nein!

Ich dachte, dass ich nie wieder etwas empfinden würde. Abgesehen von der *Taubheit*.

Aber dieses Gefühl in meiner Brust – diese aufgeregte, ungewohnte Vorfreude – wird zu stark, um es zu unterdrücken.

In der Hoffnung, dass es Galizia nicht auffällt, gehe ich ein klein wenig schneller. Ich umrunde die Biegungen der Flure ein wenig zu hastig und nehme auf der Treppe, die zu meinen Gemächern hinaufführt, immer zwei Stufen auf einmal. Mit jedem Schritt durch den Flur schlägt die Kriegstrommel meines gebrochenen Herzens einen vernichtenden Zapfenstreich.

Klopf-klopf.

Klopf-klopf.

Klopf-klopf.

Irgendwo in dem schmerzenden Hohlraum zwischen jedem Schlag blüht Hoffnung auf – unbezähmbar, unauslöschlich.

Er.

Er.

Bitte, oh bitte ...

Lass es ihn sein.